

Letzte Hilfe. Bemerkungen zum assistierten Suizid

Thomas Macho

Wie können wir Suizid verstehen? Und wie können wir verstehen und helfen? Auf den ersten Blick eröffnen sich nur zwei Möglichkeiten, diese Frage zu beantworten. Hilfe kann einerseits vor dem letzten Schritt zur Selbsttötung geleistet werden, als Hilfe zum Leben, als therapeutische Unterstützung und Intervention, genau genommen als Hilfe *gegen* den Suizid. Und sie kann andererseits als Hilfe zur Beendung eines Lebens erfolgen, wenn dieses Leben – beispielsweise aufgrund schwerer Erkrankung und quälender Schmerzen – unerträglich geworden ist. So legitimieren etwa die Organisationen für Sterbehilfe in der Schweiz oder in den Niederlanden die Bereitstellung von Medikamenten, die einen sanften und schnellen Tod herbeiführen. Von solchen Möglichkeiten hat schon Thomas Morus in seiner vor mehr als fünfhundert Jahren gedruckten Schrift *Utopia* gesprochen. Wenn jemand auf der „nova insula“ des englischen Humanisten an einer unheilbaren Krankheit und heftigen Schmerzen leidet,

reden die Priester und Behörden ihm zu, er möge bedenken, dass er allen Berufspflichten seines Leben nicht mehr gewachsen, anderen zur Last und sich selber schwer erträglich sei und somit seinen eigenen Tod bereits überlebe; deshalb möge er [...] nicht zaudern, in den Tod zu gehen, da ihm das Leben doch nur eine Qual sei; somit möge er getrost und guter Hoffnung sich selbst aus diesem schmerzreichen Leben wie aus einem Kerker oder einer Folter befreien oder willig gestatten, dass andere ihn der Qual entrissen. (Morus 2003, 106)

Nach wie vor wird die Hilfe zum freiwilligen Tod kontrovers diskutiert, auch wenn sie – wie in Michael Hanekes berührendem Film *Liebe* mit Emmanuelle Riva und Jean-Louis Trintignant, der 2012 in Cannes die goldene Palme gewann – aus Liebe erfolgt.

Es gibt allerdings noch andere Möglichkeiten, Suizid zu verstehen und zu helfen. Sie betreffen eine Haltung, die häufig als ‚Suizidalität‘ charakterisiert wird, die Reflexion des Suizids als letzten Ausweg, der in schlimmster Not gewählt werden könnte. Ein solches Verständnis von Suizidalität möchte

ich nun kulturhistorisch verfolgen, um abschließend die Frage aufzuwerfen, welche Zugänge es zu Formen letzter Hilfe zu eröffnen vermag.

I.

In einem solchen Sinn von Suizidalität behauptete schon Friedrich Nietzsche, der „Gedanke an den Selbstmord“ sei „ein starkes Trostmittel: mit ihm kommt man gut über manche böse Nacht hinweg.“ (1980, 100) Kate, die suizidale Heldin in Walker Percys Roman *Der Kinogehrer* von 1961, krönt dieses Argument noch mit der scheinbar paradoxen Versicherung, der Suizid sei

das einzige, was mich am Leben hält. Wenn alles andere schiefgeht, muss ich nur an Selbstmord denken, und in Null komma nichts bin ich wieder gut drauf. Wenn ich mich nicht umbringen könnte – ja, das wäre ein Grund, es zu tun. Ich kann ohne Nembutal oder ohne Krimis leben, aber nicht ohne Selbstmord. (zit. nach Gabbard 2007, 131)¹

Suizidgedanken als Überlebenshilfe: Davon erzählt auch Vilém Flusser in seiner philosophischen Autobiographie, die unter dem Titel *Bodenlos* ein Jahr nach seinem Tod am 27. November 1991 erschienen ist. Flusser wuchs in einer jüdischen Familie in Prag auf; sein Vater war Professor für Mathematik an der Universität Prag. 1939 musste er vor dem NS-Regime flüchten; seine Angehörigen – die Eltern, Großeltern und seine Schwester – wurden in den Konzentrationslagern Buchenwald und Auschwitz ermordet. Flusser emigrierte zunächst nach London und 1940, im Alter von zwanzig Jahren, nach São Paulo in Brasilien. 1962 erhielt er einen Lehrstuhl für Kommunikationstheorie an der dortigen Universität, übrigens im selben Jahr, in dem sein drei Jahre älterer Cousin David Flusser zum Professor für vergleichende Religionsgeschichte an *The Hebrew University of Jerusalem* ernannt wurde. Vilém Flussers „Bodenlosigkeit“ manifestierte sich nicht nur in zahllosen Vortragsreisen und Gastprofessuren, sondern auch in seiner Mehrsprachigkeit; er schrieb in Englisch, Französisch, Portugiesisch und Deutsch, seltener in seiner tschechischen Muttersprache.

In Prag hatte der achtzehnjährige Flusser – ein Jahr vor seiner Flucht – das Studium der Philosophie aufgenommen, das er in London fortsetzte.

1 Im Original *The Moviegoer* (1962) beginnt die Passage auf Seite 194. Ihre deutsche Fassung fehlt in Peter Handkes Übersetzung.

Bevor er jedoch in São Paulo erste Kontakte mit dem philosophischen Institut der Universität zu unterhalten begann, musste er mehr als ein Jahrzehnt lang im Import-Export-Geschäft arbeiten. Während dieser Zeit vertiefte sich eine Zerrissenheit, die Flusser nur in ständigem Umgang mit Suizidgedanken zu ertragen vermochte:

Zugegebenermaßen war dieses Doppelspiel zwischen São Paulo und Prag, zwischen Import und Schopenhauer, zwischen Terrainkauf und Gaskammer nur durchzuhalten, weil man zugleich auch immer mit dem Gedanken an den Selbstmord spielte. [...] Diese innere Zerrissenheit war, wie gesagt, nur durch das Spiel mit dem Gedanken an den Selbstmord erträglich. Der Selbstmordgedanke, mit den Gasöfen als Hintergrund, war das Klima, in dem man damals philosophierte. (Flusser 1992, 42f.)

Dieselbe Zerrissenheit prägt freilich auch die Erinnerungsarbeit der Autobiographie:

Denn bei der Frage, warum man sich damals nicht das Leben nahm, sondern die Alternative der Denkerstickung wählte, schweigt das Gedächtnis nicht, sondern gibt eine doppelzüngige Antwort. Einerseits, sagt es, sei man damals zu feig gewesen, sich umzubringen, weil man die Schmerzen fürchtete und einen ästhetischen Abscheu vor der Vorstellung empfand, auch physisch zu einer schmutzigen Sache zu werden. Andererseits aber, sagt es, man habe schon damals dunkel gefühlt, eine Aufgabe im Leben zu haben, und sich also entschlossen, dem spielerischen Grauen des täglichen Lebens die Stirn zu bieten. (ebd., 53f.)

Die Beobachtung zielt erneut auf eine elementare ‚Gespaltenheit‘,

die man sich nicht eingestehen kann. Tatsache ist, daß man sich weder das Leben nahm noch auch aufhörte, täglich mit dem Gedanken an den Selbstmord zu spielen. Diese immer offen gelassene Möglichkeit bedeutete die Freiheit, in der man lebte. (ebd., 55)

Es sei eine Freiheit um den Preis nächtlicher Alpträume und täglicher Suizidgedanken, im andauernden Blick auf den letzten Ausweg:

Nicht nur dachte man in Träumen und schlaflosen Nächten auf unkontrollierte Weise, sondern es ‚kamen einem‘ auch im wachen und ganz bewußten Zustand immer wieder Gedanken. Es waren vor allem diese Gedanken, die einem ein Leben ohne das Spiel mit dem Selbstmord unmöglich machten. (ebd.)

II.

Was wir so halbwegs routiniert als Suizidalität bezeichnen, besteht genau in dieser Zerrissenheit und Spaltung. Spieler*innen spielen mit sich um den Einsatz ihres Lebens; Jäger*innen verfolgen sich selbst als Beute. Als Täter*innen und Opfer zugleich, als Befreiende und Befreite, als Besitzende und Besessene, gar als Wächter*innen und Häftlinge treten sich suizidale Subjekt als Objekte selbst gegenüber. In solchem Sinn spricht Roberta Tatafiore in ihrem Suizid-Tagebuch von der „Gefängniswärterin ihrer selbst“ (2010, 27). In der zweiten Ausgabe vom 15. Januar 1925 veröffentlichte die neu gegründete Zeitschrift *La Révolution Surréaliste* die Ergebnisse einer Umfrage zum Thema: „Ist Selbstmord eine Lösung?“² Publiziert wurden Antworten und Beiträge von rund fünfzig Autoren, darunter Antonin Artaud, André Breton, Francis Jammes oder Marcel Jouhandeau. Der an Lungentuberkulose erkrankte René Crevel bejahte den Suizid, den er zehn Jahre später auch vollzog; und Paul Valéry ließ sein Alter Ego, *Monsieur Teste* (1997), antworten. Monsieur Teste argumentierte zunächst, der Suizid sei eine „plumpe Lösung“; doch räumte er ein, manche

zweimal Sterblichen scheinen im Schatten ihrer Seele einen somnambulen Mörder mit sich zu führen, einen Träumer ohne Erbarmen, einen Doppelgänger, der zum Vollstrecker einer unerbittlichen Weisung wird. Manchmal steht in ihren Gesichtern ein leeres und geheimnisvolles Lächeln, das Zeichen ihres gleichgearteten Geheimnisses, das (wenn man das so schreiben kann) die Gegenwart ihrer Abwesenheit zum Ausdruck bringt. Vielleicht empfinden sie ihr Leben als sinnlosen und unerquicklichen Traum, dessen sie sich zunehmend überdrüssig fühlen, so dass sie der Versuchung, davon zu erwachen, immer weniger widerstehen können. Alles erscheint ihnen trister und nichtiger als das Nicht-sein. (*La Révolution Surréaliste*: Enquête 2007, 379f.)³

André Breton antwortete dagegen kurz und bündig mit einem Zitat aus Théodore Jouffroy's *Nouveaux mélanges philosophiques*: „Selbsttötung ist ein schlecht gewähltes Wort; wer tötet, ist niemals identisch mit dem, der getötet wird.“ (Jouffroy 1842, 245) Auch Ernst Jünger hätte sich wohl zu

2 *Enquête: Le Suicide est-il une solution?* (*La Révolution Surréaliste*, 15.01.1925); in deutscher Übersetzung von Tanja Graf: *La Révolution Surréaliste: Enquête* (2007).

3 Im Original (*La Révolution Surréaliste*, 15.01.1925) findet sich die Passage auf Seite 14.

dieser Haltung bekannt, als er – in einem Zusatz zu seinem utopischen Roman *Heliopolis* (1949, 400) – schrieb:

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß der Gedanke, Hand an mich zu legen, mich stets beunruhigt hat. Er hat mich nicht eigentlich mit Furcht erfüllt – eher mit Scheu. Man tritt sich gegenüber wie einem Opfer, das sich nicht wehren kann.

Kaum ein Autor des 20. Jahrhunderts hat so nachdrücklich und obsessiv gegen das Einverständnis mit dem Tod opponiert wie Elias Canetti. Noch im Alter von achtzig Jahren notierte er etwa: „Aber ich verfluche den Tod. Ich kann nicht anders. Und wenn ich darüber blind werden sollte, ich kann nicht anders, ich stoße den Tod zurück. Würde ich ihn anerkennen, ich wäre ein Mörder.“ (Canetti 1987, 200) Viele Jahre lang plante Canetti eine Sammlung von Aufzeichnungen, die unter dem Titel *Totenbuch* erscheinen sollte. Zwanzig Jahre nach seinem Tod wurde schließlich *Das Buch gegen den Tod* (2014) publiziert, das – in chronologischer Reihenfolge von 1942 bis 1994 – eine Vielzahl bisher unveröffentlichter Aufzeichnungen enthält, darunter auch einige Bemerkungen zur Selbsttötung. Wie sich fast von selbst versteht, schließt Canettis Hass auf den Tod auch den Suizid ein. So heißt es etwa in einer Aufzeichnung aus dem Jahr 1952:

Jeder Tod ist möglich, zu rechtfertigen ist keiner. Selbst einer, der sich gegen seinen Willen *ermorden* läßt, trägt in meinen Augen Schuld. Aber die Schuld des Mörders oder gar des Selbstmörders ist für mich unermesslich und durch nichts je abzubüßen. Ich frage mich ernsthaft, ob nicht jeder Mensch, der *stirbt*, dafür allein schon Schuld trägt. (Canetti 2014, 72)

Und im folgenden Jahr notierte er:

Allen, die den Tod empfehlen, als Befreiung und Ausweg scheint eines entgangen zu sein: die *Unwiderruflichkeit* des Selbstmords. Die glückliche Türe, die sich seinen Verfechtern öffnet, schliesst sich, sobald man durch sie hindurchgegangen ist, und öffnet sich niemals wieder. Es wird einem nicht erlaubt, die beiden Zustände zu *vergleichen*. Man kommt nicht zurück. Man tat *einen* Schritt, und er bedeutet *alles*. Die *Leichtigkeit* dieses Schrittes, seine Schlüssigkeit, Billigkeit und Unfehlbarkeit sind es, die mich am meisten an ihm entsetzen. Ich habe ein Gefühl, dass Selbstmord noch schlimmer als Mord ist.⁴

4 Elias Canetti: Unveröffentlichte Aufzeichnung vom 10. April 1953.

Von den Freitoden seiner Freunde – Gerhard Fritsch, Paul Celan, Jean Améry – war Canetti gleichwohl betroffen und erschüttert. Vierzig Jahre nach den eben zitierten Generalverurteilungen des Suizids, ja des Sterbens überhaupt, träumte er von einer seltsamen Wiedergutmachung:

Er sucht die Selbstmörder seines Lebens und holt sie zurück. Wie gern sie kommen, wie sie über die Gesellschaft, in der sie sich finden, staunen! Jeden spricht er an, jeder steht ihm Rede. Keiner begreift sich, keiner täte es wieder. Zusammen danken sie ihm, Chor der Selbstmörder. (Canetti 2014, 291)

Dennoch kannte auch Canetti die rätselhafte Erfahrung der Gespaltenheit, der Suizidalität, die nicht mit älteren Konzepten der Schizophrenie oder dem breiten Feld der ‚dissoziativen Störungen‘ verwechselt werden sollte, die in psychologischer Fachliteratur beschrieben und kommentiert werden. Denn diese ‚dissoziativen Störungen‘ sind zumeist mit Bewusstseinsstörungen und Kontrollverlusten verbunden. Die nach wie vor umstrittenen ‚multiplen Persönlichkeiten‘ wissen beispielsweise oft nichts voneinander (vgl. van der Hart/Nijenhuis/Steele 2008). Dagegen erweitert die Gespaltenheit, die André Breton, Vilém Flusser, Ernst Jünger, Friedrich Nietzsche, Roberta Tatafiore oder Paul Valéry beschreiben, den Spielraum der Handlungsmöglichkeiten und Freiheitserfahrungen; sie vertieft die Hoffnung, sich verändern und ein anderer werden zu können. Nicht der unwiderrufliche und letzte Schritt durch die Tür ist hilfreich oder verwerflich – im Sinne Canettis –, sondern vielmehr die paradoxe Gewissheit Kates (in Walker Percys Roman), wenn sie sich nicht umbringen könnte, müsste sie es tatsächlich tun. Diese Haltung erinnert an die stoischen Lehren Epiktets:

Die Hauptsache ist, vergiß nicht, die Tür steht offen. Sei nicht ängstlicher als die Kinder, sondern mach es wie diese: Wenn ihnen die Sache keinen Spaß mehr macht, sagen sie: „Ich will nicht mehr mitspielen.“ Sag auch du, wenn dir die Verhältnisse untragbar erscheinen: „Ich will nicht mehr mitspielen“, und entferne dich einfach; falls du aber bleibst, so klage nicht. (Epiktet 1994, 165)

Am 24. Februar 1951 notierte Canetti den Satz: „Jeder hat seinen Zwilling, der ihm mit Selbstmord droht.“⁵ Mag sein, dass er dabei auch an die Auseinandersetzungen mit seiner Frau Veza dachte, die im Londoner Exil oft mit dem Gedanken an den letzten Ausweg spielte, wie etwa die *Briefe an*

5 Elias Canetti: Unveröffentlichte Aufzeichnung vom 24. Februar 1951.

Georges (2006), Canettis jüngsten Bruder, bezeugen. Nicht weniger plausibel ist jedoch, dass er den somnambulen Doppelgänger kannte, von dem Valéry's *Monsieur Teste* berichtet. Zumindest implizit verweist Canettis Satz aber auch auf einen anderen „Zwilling“, nämlich eine Aufzeichnung seines Mentors und Freundes, des Ethnologen Franz Baermann Steiner, dessen Beiträge zu *Masse und Macht* kaum überschätzt werden können, der 1952 – in seinem Todesjahr – schrieb: „Die Einsamsten sind die, deren Selbstmord eigentlich Doppelsebstmord ist.“ (Baermann 2009, 428)

III.

Wie können wir Suizid verstehen? Wir haben uns daran gewöhnt, aus Sorge vor Nachahmungstaten die mediale Berichterstattung über Suizide zu disziplinieren; ‚Werther-Effekte‘ sollen vereitelt werden. Inzwischen haben wir freilich auch die ‚Papageno-Effekte‘ entdeckt: Manche Suizide können vermieden werden, gerade weil die offene Tür Epiktets als Einladung zu Reflexion und Gespräch wahrgenommen wird. So erzählt Jeffrey Merrick in seiner Studie über Suizide im Paris des 18. Jahrhunderts folgende Anekdote:

1781, wenige Jahre nach der Veröffentlichung der französischen Übersetzung der *Leiden des jungen Werthers*, unterhielt die *Correspondance secrète* ihre Leser mit der Geschichte eines suizidalen Schusters aus dem Faubourg Saint-Germain, der beinahe dasselbe Schicksal erlitten hätte wie Goethes unglücklicher Held. Gesegnet mit einer herrischen Gattin, einer widerspenstigen Tochter und einem unbegabten Sohn, pflegte der Schuster während des Tages die Maße zu nehmen und seine Verkäufe abzuwickeln, nach Hause zu eilen, um in seinem Zimmer das dort versteckte Geld nachzuzählen, und den Abend in der Taverne zu verbringen, um mit seinen Freunden über Literatur zu diskutieren. Als er einmal spät in der Nacht, gegen Jahresende, nach Hause zurückkehrte, musste er entdecken, dass seine Frau mit dem Vorarbeiter durchgebrannt war, dass seine Tochter im Arrest saß, weil sie Fremden auf der Straße unziemliche Avancen gemacht hatte, dass sein Sohn in die Armee eingetreten war, und dass, am schlimmsten von allem, sein ganzes Geld gestohlen war. Erschüttert von diesem Unglück beschloss der Schuster, sich das Leben zu nehmen. Er war schon dabei, sich die Kehle durchzuschneiden, als ihm einfiel, dass es in Paris nicht nur Mode war, Suizid zu begehen, sondern eben auch üblich, einen erklärenden Abschiedsbrief zu hinter-

lassen. Er legte also sein Messer nieder, ergriff seine Feder, kritzelte wenige Zeilen und schloss mit einigen passenden Versen von Molière. Molière? Oder war es Jean-Baptiste Rousseau, fragte er sich. In Sorge, nach seinem Tod einen Narren aus sich zu machen, entschied er, den Suizid auf den nächsten Tag zu verschieben, gerade lange genug, um seine Freunde über die Quelle der Verse konsultieren zu können. Der eine schrieb sie Corneille zu, der andere Marmontel. Am Ende gaben sie einander eine Woche, um die Angelegenheit zu klären. Während dieser Woche erkannte der Schuster, dass ihm seine Frau einen Gefallen getan hatte, indem sie ihn verließ, dass seine Tochter erhalten hatte, was sie für ihr Fehlverhalten verdiente, dass sein Sohn die Ehre hatte, dem König zu dienen, und dass er im Laufe der Zeit das Geld ersetzen konnte, das er gehortet und verloren hatte. (Merrick 1989, 1f.; übersetzt von Thomas Macho)⁶

Freund*innen und Lektüren können also den drohenden Zwilling beschwichtigen. Doch sollten wir dabei nicht vergessen, dass der Zwilling nicht nur droht, sondern auch ein Versprechen leistet, eine Art von Sinnstiftung des ganzen Lebens. Mit diesem Aspekt hat sich die flämische Schriftstellerin und Philosophin Patricia de Martelaere 1993 in ihrem inspirierenden Essay zur *Ästhetik des Selbstmords* auseinandergesetzt. Gewiss, so setzt sie ein:

Selbstmord ist ‚in‘. Immer mehr Menschen denken daran, immer mehr Menschen tun es, und immer mehr Menschen versuchen es auch einmal. Am allermeisten jedoch wird über Selbstmord geredet – seien es Psychologen, Ärzte und Priester, Kritiker, Moralisten und Sympathisanten oder Sektenführer, Therapeuten und zögernde Verzweifelnde. (de Martelaere 1997, 117)

Zwei Typen des Suizids seien freilich „philosophisch uninteressant“: der rationale Suizid, der aus überzeugenden Motiven – einer massiven Einschränkung des Lebens durch hohes Alter, unheilbare Krankheit oder schwer erträgliche Schmerzen – begangen wird, und der Suizid, der so „stark von einer psychischen Pathologie bestimmt wird“, dass er geradezu als „unbewusste Handlung“ charakterisiert werden könnte (ebd., 118). In Analogie zu einem Satz des Science-Fiction-Autors Frederick Brown, „für den eine Menge Autoren Geld zahlen würden, dürften sie dann in

6 Vgl. auch Marzio Barbagli (2015, 25f.).

Anspruch nehmen, ihn formuliert zu haben” – nämlich: „Mich widert das Schreiben an, aber ich finde es wunderbar, geschrieben zu *haben*” –, fragt sie nach einem Typus des Suizidalen, der „lieber ‚gelebt hätte‘, anstatt zu leben” (ebd., 118f.). Diese unmögliche Haltung werde geprägt von einer „Sehnsucht nach Vollständigkeit, nach Vollendung, nach Abrundung des eigenen Lebens, um es, endlich, als Endprodukt den Hinterbliebenen vorzulegen” (ebd., 119f.). Heideggers „Sein zum Tode” erträumte noch das „*mögliche Ganzsein des Daseins*” (2006, 235), doch ein „leidiger Aspekt des Lebens” bestehe gerade darin, dass „es sich nicht vollendet” (de Martelaere 1997, 120): Denn wir bilden uns zwar ein,

daß wir ‚am Ende‘ unseres Lebens sterben werden, was nicht nur logisch, sondern auch gerecht und sehr schön wäre. Aber in Wirklichkeit sterben wir auf dem Weg, um die Kinder von der Schule abzuholen, im Badezimmer, während wir eine Kultursendung im Radio hören, oder im Bett mit einer Frau, die nicht die unsrige ist. Wir sterben, so scheint es, immer in den ungelegensten Momenten. Und alles, was wir unbedingt noch tun mussten, alles, was wir auf jeden Fall noch sagen wollten, wird einfach ungetan bleiben und ungesagt. Unser Leben wird durch den Tod *unterbrochen*, nicht *beendet*. (ebd., 120)

Darin besteht die Drohung des Zwillings: im Abbruch, nicht in der Vollendung. Vor dem Hintergrund dieser Analyse entwirft Patricia de Martelaere ein „Phantombild” des kreativen Suizidenten,

der, mehr als andere Menschen, von einer nie nachlassenden Unruhe und Unzufriedenheit getrieben wird. Er kann nichts beginnen, ohne gleich zu wollen, daß es schon beendet ist, weil er sich einbildet, daß er dann zufrieden ist und seine Ruhe wiedergefunden hat. Aber darin wird er immer wieder getäuscht, denn sobald er das eine beendet hat, oder meistens sogar lange vorher, will er schon wieder etwas anderes anfangen, das eigentlich auch längst wieder fertig sein müßte. Das erklärt sowohl die große Ausdauer als auch den großen Widerwillen, mit dem er arbeitet, denn im Gegensatz zu seinen Artgenossen, die die meisten ihrer Tätigkeiten problemlos mittendrin unterbrechen können, geht es ihm nicht um das Vergnügen des Zeitvertreibs oder der Abwechslung, sondern einzig und allein um den Moment der Vollendung. (ebd., 123)

Die Neigung von Autoren, die Vollendung eines Werks mit der suizidalen ‚Vollendung‘ des eigenen Lebens – wie paradox auch immer – zu ver-

schmelzen, kann übrigens an zahlreichen Beispielen belegt werden. Philipp Mainländer nimmt sich am 1. April 1876 das Leben, kurz nachdem die ersten gedruckten Exemplare seiner *Philosophie der Erlösung* eingetroffen sind. Carlo Michelstaedter erschießt sich im Alter von 23 Jahren am 17. Oktober 1910, nachdem er am Vortag seine Dissertation über *La Persuasione e la Rettorica* abgeschlossen hat.⁷ Alfred Seidel verschickt das Buchmanuskript zu *Bewußtsein als Verhängnis*, um wenig später im Oktober 1924 Suizid zu begehen. Vier Wochen nach Erscheinen ihres ersten Romans *Die Glasglocke* (2005) nimmt sich am 11. Februar 1963 Sylvia Plath das Leben. Ein anderes Beispiel hat der französische Schriftsteller und Fotograf Édouard Levé gegeben. Im Oktober 2007 schickt er das Manuskript eines Textes mit dem Titel *Suicide* – halb Roman, halb Essay oder Bekenntnis – an seinen Verleger, der ihn nach der Lektüre begeistert anruft, um ein Treffen zu vereinbaren; doch wenige Tage nach diesem Telefonat erhängt sich der 42-jährige Autor. Sein Text ist insofern einzigartig, als er durchgehend als eine Art von Selbstgespräch konzipiert ist; die Spaltung in das literarische Ich des Autors und das adressierte Du eines Freundes, des „Zwillings“, der sich bereits das Leben genommen hat, wird mit chirurgischer und zugleich poetischer Präzision vollzogen:

Dein Leben war eine Vermutung. Diejenigen, die alt sterben, sind ein Brocken Vergangenheit. Man denkt an sie und sieht, was sie waren. Man denkt an dich und sieht, was du hättest sein können. Du warst und bleibst ein Brocken Möglichkeiten. Dein Selbstmord war das Wichtigste, was du in deinem Leben gesagt hast, aber du wirst die Früchte davon nicht ernten. Bist du überhaupt tot, da ich doch zu dir spreche? [...] Du bist ein Buch, das zu mir spricht, wenn ich es wünsche. Dein Tod hat die Geschichte deines Lebens geschrieben. (Levé 2012, 11)

Das Versprechen des drohenden Zwillings wird gehalten *und* gebrochen zugleich: Das „mögliche Ganzsein“ des Daseins (im Sinne Heideggers) wird zwar erreicht, aber der „Lebenskünstler“ selbst ist verschwunden. Und das Fleisch ist Wort geworden.

Wie können wir Suizid verstehen? Der junge Filmregisseur Stefan Bohun, ein Schüler Michael Hanekes, hat 2018 einen berührenden Dokumentarfilm gedreht; er trägt den Titel *Bruder Jakob, schläfst du noch?* Dieser

7 Ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Federico Gerratana und Sabine Mainberger: *Überzeugung und Rhetorik* (Michelstaedter 1999). Vgl. hierzu auch Thomas Vašeks Studie *Schein und Zeit* (2018).

Film wurde damals in manchen Wiener Programmkinos gezeigt; er schildert den Suizid Jakobs, des Bruders des Regisseurs, genaugenommen die Reise nach Portugal, die Stefan gemeinsam mit seinen drei anderen Brüdern David, Johannes und Matthias unternimmt, auf den Spuren des toten Bruders, auf einer anderen Art von ‚Jakobsweg‘, um zuletzt in demselben Hotelzimmer anzukommen, in dem Jakob seine letzten Stunden verbracht hat. Die Brüder liegen zu viert im Hotelbett, traurig, nachdenklich, sogar zornig; und sie versuchen etwas zu verstehen, was nicht mehr umkehrbar ist. Die Szene ist anrührend, weder melodramatisch noch kitschig. Sie scheint abermals eine Vollendung zu versprechen, sei es auch nur im Bild und Wort, in einer imaginären Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten, die in vielen Kulturen regelmäßig und rituell in Szene gesetzt wird. Verstehen mündet in Respekt und Zuneigung.

IV.

Wie finden wir den Weg vom Verstehen der Suizidalität als elementare Gespaltenheit des Subjekts zum Helfen in Prävention, Gespräch, Sterbebegleitung oder Sterbehilfe? Sterbebegleitung und Sterbehilfe umfassen viele mögliche Schritte; als allerletzter Schritt kann die aktive Sterbehilfe gelten. Seit der allmählichen Entkriminalisierung des Suizids ab dem 18. Jahrhundert – im Vereinigten Königreich seit 1961, in Israel ab 1966 – und seit den Diskussionen um die Legitimität von Suizidprävention, etwa durch Zwangseinweisung in die geschlossenen Abteilungen psychiatrischer Anstalten oder durch Maßnahmen der Zwangsernährung bei Hungerstreiks in Gefängnissen, wird die moderne Medizin immer klarer und unabweisbarer mit der Frage nach dem Suizid konfrontiert. Ärzt*innen müssen – paradox genug – über Fragen entscheiden, die sich gerade ihren Leistungen und Erfolgen verdanken, nämlich den technischen Möglichkeiten, das Leben eines Menschen mit Hilfe von Medikamenten oder Maschinen unabsehbar zu verlängern. Rechtliche Regelungen unterscheiden dabei zumeist zwischen (erstens) *aktiver Sterbehilfe* und Tötung auf Verlangen, (zweitens) *passiver Sterbehilfe* durch Abbruch oder Reduktion lebensverlängernder Behandlungsmaßnahmen, (drittens) *indirekter Sterbehilfe* durch Hochdosierung von Medikamenten zur Beruhigung, Betäubung und Schmerzlinderung, auch angesichts des Risikos einer Verkürzung der Lebensdauer (Stichwort Palliativmedizin), und (viertens) der Beihilfe zum Suizid, dem *assistierten*

Suizid, der etwa in Schweizer Vereinen wie *Dignitas* oder *Exit* praktiziert wird.⁸

Die Rechtslage differiert in den europäischen Ländern. So ist die aktive Sterbehilfe nur in Belgien, Luxemburg, den Niederlanden und seit 2021 auch in Spanien gesetzlich erlaubt, in Belgien, den Niederlanden und Luxemburg inzwischen sogar für Kinder. Die Gewährung passiver oder indirekter Sterbehilfe ist dagegen einzig in Polen ausdrücklich verboten, während die meisten anderen europäischen Länder lediglich eine Willensäußerung der Kranken oder eine gültige Patientenverfügung verlangen. Der assistierte Suizid ist nicht nur in Belgien, Luxemburg, Schweiz und den Niederlanden, sondern inzwischen auch in Deutschland, Finnland und Österreich zulässig. In den USA ist die aktive Sterbehilfe generell verboten, der assistierte Suizid jedoch in den Bundesstaaten Kalifornien, Washington, New Mexico, Montana, Oregon und Vermont erlaubt. In Neuseeland und Australien ist der assistierte Suizid legal, in den australischen Bundesstaaten Victoria und Queensland sogar die aktive Sterbehilfe; in Kanada ist der ärztlich assistierte Suizid seit 2016 gestattet. In China sind aktive Sterbehilfe und Suizidassistenz streng verboten; dagegen hat sie ausgerechnet das katholisch geprägte Kolumbien schon ab 1997 erlaubt. Die internationale Rechtslage ist also denkbar unübersichtlich; selbst eine tabellarische Übersicht bietet nur eine Momentaufnahme, denn in vielen Ländern – zuletzt auch in Frankreich – werden Initiativen zur Liberalisierung der Sterbehilfe engagiert und teilweise kontrovers diskutiert.

Dieser Wandel hat sich schon länger angekündigt. Nach Berechnungen des *Statistischen Bundesamts* (2015, 27ff.) hat sich die Lebenserwartung etwa in Deutschland seit dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges 1871 – also während jenes Jahrhunderts der Kriege und Völkermorde, das Eric J. Hobsbawm als *Zeitalter der Extreme* (1997) charakterisiert hat – kontinuierlich mehr als verdoppelt. Die vier apokalyptischen Reiter – auf dem weißen Pferd der Kriege, dem roten Pferd der Gewalt, dem schwarzen Pferd des Hungers und dem fahlen Pferd der Seuchen und Angst – haben sich während des 20. Jahrhunderts zwar nicht zurückgezogen; aber sie haben den demographischen Wandel, das oft zitierte *Methusalem-Komplott* (Schirmacher 2004), auch nicht aufgehalten. Sogar die fernere Lebenserwartung – die durchschnittliche Zahl der Lebensjahre, die Frauen und Männer im Alter von sechzig Jahren noch erwarten dürfen – wird

8 *Anmerkung der Herausgeber*innen*: Diese gängige Unterscheidung von Typen der Sterbehilfe wird im *Vorwort* in Bezug auf die deutsche Debatte thematisiert.

sich Prognosen zufolge bis 2050 im Verhältnis zu 1900 beinahe verdoppelt haben: Während sechzigjährige Männer zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dreizehn weiteren Jahren rechnen durften, werden sie 2050 noch fast 24 Jahre weiterleben; sechzigjährige Frauen werden statt ehemals vierzehn Jahre dann mehr als 28 weitere Jahre zu erwarten haben (im Durchschnitt also bis zu ihrem 88. Geburtstag leben). Zunehmend wird die Lebensdauer verlängert.

Unter solchen Umständen sind überraschende Todesfälle seltener geworden; und die ehemals gültigen Vorstellungen von einem wünschenswerten Tod haben sich geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. In vergangenen Jahrhunderten galt der plötzliche Tod als Unglück, während der allmähliche Tod als guter Tod angesehen wurde, der eine Ordnung der irdischen und himmlischen Dinge erlaubte. Heute gilt dagegen das allmähliche, verzögerte Sterben als Unglück, das mit Hilfe von Patientenverfügungen begrenzt oder gar verhindert werden muss, während ein plötzlicher Tod fast schon als glücklicher Tod angesehen wird. Der Tod wird nicht mehr nur als Schicksal wahrgenommen, sondern auch als kalkulierbares und gestaltbares Projekt, anders gesagt: eigentlich als Suizid.⁹ Im Vorwort zu seiner bereits 1938 erschienenen Psychoanalyse des Suizids behauptet Karl Menninger, es sei wohl wahr, dass „sich letztlich jeder Mensch selbst tötet, auf seine eigene, selbstgewählte Weise, schnell oder langsam, früher oder später“ (1978, 11); heute ist diese These noch viel wahrer geworden.

Kurz zu den aktuellen Zahlen, die zuletzt für das Jahr 2021, das zweite Jahr der Corona-Pandemie, veröffentlicht wurden: In diesem Jahr begingen in Deutschland 9.215 Menschen Suizid; im selben Jahr starben 2.562 Personen durch Verkehrsunfälle (Statistisches Bundesamt 2022a; 2022b). Bedenkt man die mutmaßlich hohe Dunkelziffer der Suizidstatistik, die wesentlich höhere Zahl der Suizidversuche, ja sogar die Möglichkeit, dass manche Verkehrsunfälle als verdeckte Suizide bewertet werden müssten, nahmen sich 2021 womöglich vier- oder fünfmal so viele Menschen das Leben als durch den Straßenverkehr zu Tode kamen. Wie bereits häufig dokumentiert, starben auch 2021 wesentlich mehr Männer als Frauen durch Suizide. Das *Statistische Bundesamt* gibt an, dass in Deutschland 2021 rund 75 % der Suizide von Männern begangen wurden. Das Durchschnittsalter der Männer zum Zeitpunkt ihrer Suizide lag bei 59,3 Jahren,

⁹ *Anmerkung der Herausgeber*innen*: Nina Streecks Beitrag in diesem Band betrachtet den assistierten Suizid als Präventionsstrategie, durch die der eigene Tod Gegenstand eines *Managements der Zukunft* wird.

während Frauen durchschnittlich 61 Jahre alt waren. Wir reden wohlge-merkt vom Durchschnittsalter: Es waren wohl vorrangig alte und ältere Menschen, die auch 2021 ihr Leben selbst beendeten, zumeist, ohne dabei Sterbehilfe in Anspruch genommen zu haben. Die Motive für den Alters-suizid sind naheliegend: Krankheiten, Schmerzen, Einsamkeit und soziale Isolation, materielle Nöte, gewiss auch der Verlust eines Lebenspartners oder einer Lebenspartnerin.¹⁰ Auch Paarsuizide in fortgeschrittenem Alter werden inzwischen häufiger begangen. Vor sechzehn Jahren hat der gebür-tige Wiener und französische Philosoph André Gorz eine der schönsten Liebeserklärungen publiziert, die ich jemals gelesen habe: die *Lettre à D.*, *Brief an D.*, eine *Histoire d'un amour*, *Geschichte einer Liebe*. Dieser Brief an seine seit vielen Jahren schwerkranke, von kaum erträglichen Schmerzen gequälte Frau Dorine endet mit folgenden Zeilen:

Soeben bist Du zweiundachtzig geworden. Und immer noch bist Du schön, anmutig und begehrenswert. Seit achtundfünfzig Jahren leben wir nun zusammen, und ich liebe Dich mehr denn je. Kürzlich habe ich mich von neuem in Dich verliebt, und wieder trage ich in meiner Brust diese zehrende Leere, die einzig die Wärme Deines Körpers an dem meinen auszufüllen vermag. Nachts sehe ich manchmal die Gestalt eines Mannes, der auf einer leeren Straße in einer öden Landschaft hinter einem Leichenwagen hergeht. Dieser Mann bin ich. Und Du bist es, die der Leichenwagen wegbringt. Ich will nicht bei Deiner Einäsche-rung dabei sein; ich will kein Gefäß mit Deiner Asche bekommen. Ich höre die Stimme von Kathleen Ferrier, die singt: ›Die Welt ist leer, ich will nicht leben mehr‹, und ich wache auf. Ich lausche auf Deinen Atem, meine Hand berührt Dich. Jeder von uns möchte den anderen nicht überleben müssen. Oft haben wir uns gesagt, dass wir, sollten wir wundersamerweise ein zweites Leben haben, es zusammen verbringen möchten. (Gorz 2007, 83f.)

André und Dorine Gorz haben sich am 22. September 2007 gemeinsam das Leben genommen. Der *Brief an D.* war ein öffentlicher Abschiedsbrief; weitere letzte Briefe waren an Freunde gerichtet, an der Eingangstür zum Haus im burgundischen Vosnon hing ein Zettel mit der Bitte, die Polizei zu verständigen.

10 *Anmerkung der Herausgeber*innen*: Angelika Pillens Beitrag in diesem Band unter-sucht die Rolle, die der *Wandel von Altersbildern* bei den Sterbewünschen Hochaltri-ger spielt.

Eine andere Sorge und ein wichtiges Motiv für Alterssuizide betrifft mögliche Kontrollverluste, beispielsweise durch eine Demenzerkrankung. Norman Ohler schreibt in dem berührenden Schlusskapitel seines neuen Buchs zur Geschichte des LSD:

Bis ins Jahr 2050 wird sich die Zahl der Demenzfälle auf über 170 Millionen verdreifachen. Das ist dann jeder 50. Mensch auf der Welt. Derzeit sind es 57 Millionen Frauen und Männer; über die Hälfte von ihnen leidet an Alzheimer. Es ist keine Pandemie, die nur die Patienten betrifft. Die heimtückische Malaise verändert Familien, stellt das Netzwerk von Freunden auf die Zerreißprobe, das Gesundheitssystem sowieso. Unzählige Tragödien spielen sich ab in den Häusern und Hütten in Amerika, Asien, Afrika, Europa, überall. Das Leid ist unermesslich, die jährlichen globalen Kosten der Alzheimer-Erkrankung belaufen sich bereits heute auf eine Trillion Dollar. (Ohler 2023, 215)

Mit der Angst vor einer Alzheimer-Erkrankung hatte Gunter Sachs bekanntlich seinen Suizid vom 7. Mai 2011 in einem öffentlich verbreiteten Abschiedsbrief begründet:

In den letzten Monaten habe ich durch die Lektüre einschlägiger Publikationen erkannt, an der ausweglosen Krankheit A. zu erkranken. Ich stelle dies heute noch in keiner Weise durch ein Fehlen oder einen Rückgang meines logischen Denkens fest – jedoch an einer wachsenden Vergesslichkeit wie auch an der rapiden Verschlechterung meines Gedächtnisses und dem meiner Bildung entsprechenden Sprachschatz. Dies führt schon jetzt zu gelegentlichen Verzögerungen in Konversationen. Jene Bedrohung galt mir schon immer als einziges Kriterium, meinem Leben ein Ende zu setzen. Ich habe mich großen Herausforderungen stets gestellt. Der Verlust der geistigen Kontrolle über mein Leben wäre ein würdeloser Zustand, dem ich mich entschlossen habe, entschieden entgegenzutreten. (zit. nach Martens 2013, 205)

Gunter Sachs war 78 Jahre alt, als er sich in seinem Chalet im Schweizer Gstaad erschoss, um nicht die „geistige Kontrolle“ über sein Leben zu verlieren. Auch der Theologe Hans Küng bekannte – in einem Postscriptum zu seinem Buch *Glücklich sterben?* –, er habe während einer schweren gesundheitlichen Krise im Zuge seiner fortschreitenden Parkinson-Erkrankung befürchtet, den Zeitpunkt für eine selbstbestimmte Entscheidung zum Sterben versäumt zu haben. Da habe er gewusst, „dass der Wunsch,

bis zur letzten Sekunde die Kontrolle über mein Leben zu behalten, eine Idealvorstellung ist” (Küng 2014, 158).

Die forensische Anthropologin Sue Black hat in einem vor fünf Jahren veröffentlichten Buch über ihre Arbeit und die extremen Herausforderungen vielfältiger Einsätze, beispielsweise im Kosovo-Krieg, vom Sterben ihrer Eltern erzählt. In einer berührenden Passage schreibt sie über den qualvollen Tod ihres Vaters:

Während die Tage auf dem Sterbebett für meine Mutter glücklicherweise nur kurz gewesen waren, zog sich das Sterben meines Vaters schmerzlich in die Länge, und hätte er die Wahl gehabt, er hätte sich für eine andere Art der letzten Reise entschieden. Ich bin sicher, hätte er gewusst, was ihm bevorstand, hätte dieser bodenständige Schotte, der seine Zeit nicht mit Sentimentalitäten verschwendete, sein Gewehr genommen, wäre hinters Haus in den Wald gegangen und hätte der Sache vorher ein Ende gesetzt. (Black 2018, 108)

Nicht zuletzt aus dieser Erfahrung, ganz abgesehen von den erschreckenden Umständen ihrer langjährigen Arbeit, zieht sie eine Schlussfolgerung, die als engagiertes Plädoyer für Sterbehilfe, die in Schottland nach wie vor kontrovers diskutiert wird, gelesen werden muss:

Egal, wie man darüber denkt, die Entscheidung über den Zeitpunkt des Sterbens sollte meiner Meinung nach eine persönliche Angelegenheit sein und nicht vom Staat kontrolliert werden. Eine verantwortungsvolle Gesellschaft zeichnet sich durch einen vertrauensvollen und weniger pessimistischen Umgang mit den Wünschen jener aus, die sich danach sehnen, das Wann und Wie ihres Todes selbst zu bestimmen. (ebd., 133)

Unabhängig davon, welche *letzte Hilfe* wir gutheißen oder auch letztlich zu leisten bereit sind: Sie sollte beim zugewandten Verstehen von Suizidalität ihren Ausgangspunkt nehmen. Die Einsicht in die Gespaltenheit, die Suizidalität in all ihrer historischen und kulturellen Mannigfaltigkeit kennzeichnet, kann dem Helfenden dabei helfen, einen Zugang zum suizidalen Dialog zu erhalten. Faktisch müssen wir stets eine Position im inneren Widerstreit der suizidalen Selbstsorge – *cura sui, self care* – verkörpern.¹¹ Dabei können wir durchaus als der „Zwilling“ auftreten, der dabei hilft,

11 *Anmerkung der Herausgeber*innen*: Simon Duncckers Beitrag in diesem Band betrachtet die *Sorge um den eigenen Suizid* als ethische Praxis im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

das jeweilige Ganzsein eines Lebens (im Sinne von Patricia de Martelae-re) wahrzunehmen. Während Sterbende oft das eigene Leben wie einen ungeordneten Trümmerhaufen erleben, kann schon die Erzählung der eigenen Lebensreise, *navigatio vitae* in der Antike, hilfreich sein. Darum hat beispielsweise Christiane zu Salm solche Lebenserzählungen – als „Nachrufe auf das eigene Leben“ – aufgezeichnet. Sie fragte:

Wie betrachten ganz gewöhnliche Menschen ihr Leben, wenn sie im Sterben liegen? Sind es Antworten auf die großen Fragen des Lebens, die sie eventuell gefunden haben und hinterlassen könnten? Oder sind es Banalitäten? Aber wer entscheidet eigentlich, was banal ist und was nicht? Was ist wichtig, ganz am Ende? Ist es möglicherweise das Gleiche, das immer schon wichtig war – oder etwas ganz anderes? Und woran erinnert sich jemand – dann, wenn es zu Ende ist, das Leben? (zu Salm 2013, 24)

Und sie resümiert:

Alle Menschen, mit denen ich ein Gespräch führte, haben ihren Text vor der Veröffentlichung in diesem Buch autorisiert. [...] Nichts ist also geschönt an diesen ganz persönlichen Lebensbeurteilungen. Jeder hat seine eigene Sprache, seine eigene Dramaturgie, seine eigenen Schwerpunkte. Nur die Namen wurden auf Wunsch der Sterbenden geändert. (ebd., 25)

Swantje Goebel, eine ehemalige Doktorandin, die eine großartige Dissertation (2012) zu den Biographien von Hospizhelfer*innen verfasst hat und inzwischen eine gute Freundin geworden ist, hat ein ähnliches Verfahren – im Zuge langjähriger Tätigkeiten in palliativmedizinischen Einrichtungen und Hospizen – praktiziert: Sie lässt sich die Lebensgeschichten der Sterbenden erzählen, zeichnet sie auf und formt sie anschließend zu Geschichten, die sie den Sterbenden vorliest. Dieses Vorlesen, so hat sie es mir geschildert, sei besonders wichtig: Wer seiner eigenen Geschichte zuhören darf, erlebt sie nicht nur als abgeschlossen und wichtig, sondern auch als Ausdruck der Aufmerksamkeit und Zuneigung des inneren „Zwillings“, sichtbar verkörpert in der Sterbebegleiterin.

Literaturverzeichnis

- Barbagli, Marzio (2015): *Farewell to the World. A History of Suicide*. Polity Press. Cambridge/Malden.
- Black, Sue (2018): *Alles, was bleibt. Mein Leben mit dem Tod*. DuMont. Köln.
- Canetti, Elias (1987): *Das Geheimherz der Uhr. Aufzeichnungen 1973 – 1985*. Carl Hanser. München/Wien.
- Canetti, Elias und Veza (2006): *Briefe an Georges*. Carl Hanser. München/Wien.
- Canetti, Elias (2014): *Das Buch gegen den Tod*. Carl Hanser. München.
- Epiktet (1994): *Ausgewählte Schriften*. Artemis. Zürich.
- Flusser, Vilém (1992): *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*. Bollmann. Bensheim/Düsseldorf.
- Gabbard, Glen O. (2007): Misslungene psychoanalytische Behandlungen suizidaler Patienten. In: Sylvia Zwettler-Otte (Hrsg.), *Entgleisungen in der Psychoanalyse*. Berufsethische Probleme. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen. 120–142.
- Goebel, Swantje (2012): *Die eigene Sterblichkeit im Blick. Eine biographieanalytische Studie mit Hospizhelfern*. Wilhelm Fink. München.
- Goetz, André (2007): *Brief an D. Geschichte einer Liebe*. Rotpunktverlag. Zürich.
- Heidegger, Martin (2006): *Sein und Zeit*. Max Niemeyer. Tübingen.
- Hobsbawm, Eric J. (1997): *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Carl Hanser. München/Wien.
- Jouffroy, Théodore (1842): *Nouveaux mélanges philosophiques*. Joubert. Paris.
- Jünger, Ernst (1965): Heliopolis. In: *Werke. Band 10: Erzählende Schriften II*. Klett-Cotta. Stuttgart.
- Küng, Hans (2014): *Glücklich sterben? Mit dem Gespräch mit Anne Will*. Piper. München/Zürich.
- La Révolution Surréaliste, 15.01.1925: *Enquête: Le Suicide est-il une solution?* N° 2, première année. Librairie Gallimard. Paris. 8–15.
- La Révolution Surréaliste: *Enquête* (2007): Ist Selbstmord eine Lösung? In: Roger Willemsen (Hrsg.), *Der Selbstmord. Briefe, Manifeste, Literarische Texte*. Fischer. Frankfurt am Main. 361–385.
- Lévy, Édouard (2012): *Selbstmord*. Matthes & Seitz. Berlin.
- de Martelaere, Patricia (1997): *Der Lebenskünstler. Über eine Ästhetik des Selbstmords*. In: *Neue Rundschau* 3. S. Fischer. Frankfurt am Main. 117–131.
- Martens, Ekkehard (2013): Angst vor der „ausgeweglosen Krankheit A.“ – Mit Alzheimer-Demenz „aufgehoben“ weiterleben. In: Thomas Rentsch/Harm-Peer Zimmermann/Andreas Kruse (Hrsg.), *Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit*. Campus. Frankfurt am Main/New York.
- Menninger, Karl (1978): *Selbsterstörung. Psychoanalyse des Selbstmords*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.

- Merrick, Jeffrey (1989): Patterns and Prosecution of Suicide in Eighteenth-Century Paris. In: *Historical Reflections / Réflexions Historiques*, 16(1). Berghahn Books. New York/Oxford. 1–53.
- Michelstaedter, Carlo (1999): *Überzeugung und Rhetorik*. Verlag Neue Kritik. Frankfurt am Main.
- Morus, Thomas (2003): *Utopia*. Reclam. Stuttgart.
- Nietzsche, Friedrich (1980): Jenseits von Gut und Böse. In: Giorgio Colli und Mazzino Montinari (Hrsg.), *Sämtliche Werke / Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Band 5. dtv/De Gruyter. München/Berlin/New York. 9–243.
- Ohler, Norman (2023): *Der stärkste Stoff. Psychedelische Drogen: Waffe, Rauschmittel, Medikament*. Kiepenheuer & Witsch. Köln.
- Percy, Walker (1962): *The Moviegoer*. Alfred Knopf. New York.
- Plath, Sylvia (2005): *Die Glasglocke*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.
- Schirmmayer, Frank (2004): *Das Methusalem-Komplott*. Blessing. München.
- zu Salm, Christiane (2013): *Dieser Mensch war ich. Nachrufe auf das eigene Leben*. Wilhelm Goldmann. München.
- Statistisches Bundesamt (2015): *Allgemeine Sterbetafel. Methodische Erläuterungen und Ergebnisse*. 2010/12. Wiesbaden. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Sterbefaelle-Lebenserwartung/_inhalt.html#_y18ny4w8a, [30.10.2023]
- Statistisches Bundesamt (2022a): Suizid (nach Altersgruppen). Anzahl der Suizide 2021. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Gesundheit/Todesursachen/Tabellen/suizide.html#119576>, [30.10.2023]
- Statistisches Bundesamt (2022b): Sterbefälle nach Unfallkategorien 2021. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Gesundheit/Todesursachen/Tabellen/sterbefaelle-unfaelle.html>, [30.10.2023]
- Steiner, Franz Baermann (2009): *Feststellungen und Versuche. Aufzeichnungen 1943 – 1952*. Wallstein. Göttingen.
- Tatafiore, Roberta (2010): *Einen Tod entwerfen. Tagebuch eines Selbstmords*. edition fotoTAPETA. Berlin/Warszawa.
- Van der Hart, Onno/Nijenhuis, Ellert R. S./Steele, Kathy (2008): *Das verfolgte Selbst. Strukturelle Dissoziation und die Behandlung chronischer Traumatisierung*. Junfermann. Paderborn.
- Valéry, Paul (1997): *Monsieur Teste*. Suhrkamp. Frankfurt am Main.
- Vašek, Thomas (2018): *Schein und Zeit. Martin Heidegger und Carlo Michelstaedter. Auf den Spuren der Enteignung*. Matthes & Seitz. Berlin.

